



Nr. 191:

Donnerstag, den 17. August 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Ein grimmiger Zorn, der Zorn des zur Verzweiflung Getriebenen, erwacht bei diesem Anblick Weller. Mit drei furchtbaren Sägen ist er bei dem Manne — es ist Bolton — und ehe er noch einen Schrei ausstoßen kann, streckt ihn ein mit wuchtigem Arm geführter Faustschlag zu Boden. Einen Augenblick steht Weller vor dem Hingestreckten, und seine Augen funkeln in tödtlichem Haß.

„Nein, Deinem Kinde zu Liebe will ich Dich am Leben lassen, Schurke.“

Dann klettert er am Thau empor.

Er ist auf der Mauer, er blickt hinab.

„Otto!“ ruft er mit gedämpfter Stimme.

„Hier!“

Unter den Bäumen hervor kommt ein Reiter, der ein Pferd am Zügel mit sich führt.

„Komm, der Strich reicht bis zum Boden.“

Weller ist unten.

„Otto, Otto!“

„In den Sattel, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Weller schwingt sich auf das Pferd, und während dessen zieht der andere den Strich von der Mauer herab.

Beide erreichen dann leicht den Weg und setzen ihre Thiere in Galopp. Sie reiten stumm in Eile dahin, den Pferden es überlassend, den Wege zu suchen. Bei einem dichten Gebüsch schleudert der eine den Strich weg. In einigen Minuten sind sie an der großen Landstraße.

„Wohin?“

„Links.“

„Wo sind wir?“

„Komm nur.“

Sie jagen jetzt die Landstraße dahin.

Es beginnt zu regnen, stärker und stärker. Die Reiter achteten dessen nicht.

Länger als eine Stunde sehen sie in unverminderter Eile schweigend den wilden Ritt fort.

Endlich sehen sie Licht zur Seite des Weges. Sie reiten darauf zu und kommen an eine Fenz.

Ein hochgewachsener Mann steht dahinter.

„Wille?“

„Ja, ich bin's“, antwortete der Mann in deutscher Sprache. „Ich höre Euch kommen. Hier herein.“ Er entfernte ein paar Fenzriegel.

Die Reiter ritten vor, der mit Wille angesprochene Mann nahm ihnen die Pferde ab, führte diese in einen Stall und die Reiter dann ins Haus in ein wohlbeleuchtetes Zimmer.

„Der Regen ist gut“, sagte Wille, als sie eintraten, „denn er verwischt alle Spuren.“

„Bei Gott!“ meinte er, als Mr. Weller jetzt im Scheine der Lampe betrachtete, „mein lieber Nachbar Herr von Hohenthal, den alle für todt hielten. Willkommen bei Heinrich Wille!“

„Heinrich Wille“, sagte der mit Hohenthal Angeredete, „Dank, Dank!“

Dann wandte er sich an seinen Begleiter und mit einem „Otto! Otto!“ warf er sich an dessen Brust und schluchzte laut auf. Es dauerte einige Zeit, ehe dieser Ausbruch hoher Nerven- aufregung endete.

Endlich wurde Hohenthal still.

„Verzeih mir, ich konnte nicht anders!“

„Mach Dir Luft!“

„Wo sind wir, Otto?“

„In Tennessee, unweit Memphis.“

„In Tennessee? Bin ich in Sicherheit?“ fragte er dann hastig, „bei Gott, lebendig falle ich nicht mehr in die Hände dieser Schurken. Bin ich sicher?“

„Sicher, Herr“, sagte Wille, eine Hünengestalt mit ehrlichem, treuherzigem Gesicht, auf dem aufrichtige Theilnahme zu lesen war, „bei mir sucht Euch niemand, außerdem ist der Regen zur rechten Zeit gekommen.“

„Wo ist Wilhelm?“

„Unser Schloffer? Der wird wohl schon auf einem Mississippi- dämpfer sitzen, obgleich er kaum etwas zu fürchten hat. Dr. Bolton wird sich hüten, die Sache auf die Spitze zu treiben.“

„Nun aber ziehen die Herren erst einmal trodene Kleider an“, sagte Wille, „ich habe, als ich den Regen kommen sah, vor- geforgt.“

Er reichte den durchnähten Männern herbe Friesröcke, wie sie im Lande dort üblich sind. Dann holte er eine große Kanne Kaffee, Fleisch und Maibrot herbei und lud zum Essen ein.

Hohenthal trank, war aber nicht im Stande zu essen, während sein Begleiter der Speise kräftig zusprach.

„Die Sonne wird bald aufgehen, machen die Herren ein kurzes Schläfchen, dort sind Matratzen und Decken, und beim Tageschein besprechen wir alles Uebrige.“

Damit ging Wille und ließ die beiden Freunde allein.

„Wo ist meine Frau, Otto?“

„Fort, wohin weiß ich nicht.“

„Mein Sohn?“

„Sie muß ihn mitgenommen haben. Doch laß das alles, bis Du ausgeschlafen hast.“

„Schlafen? Ich kann jetzt nicht schlafen. Sag mir nur das eine, wie hast Du mich ausfindig gemacht?“

„Da hat der Zufall oder die Vorsehung, wie Du willst, geholfen. Als Du so plötzlich verschwandest und alle Nachforschungen kein Ergebnis hatten, fiel mir ein, daß ich Deine Frau eines Tages bei einem Arzte sah, der eine Schande seines Standes ist. Dieser Kerl ist unter den Kollegen bekannt, daß er für eine Hundertdollarnote ohne weiteres Geisteskrankheit bescheinigt, die zur Ueberführung und Aufnahme des Patienten in ein Irrenhaus berechtigt. Mir kam der Gedanke, daß Deine liebe Frau sich auf diese Weise Deiner entledigen wollte, denn Schurken gibt es hier unter den Besitzern von Privatanstalten genug, die für Geld zu allem fähig sind, und Du hättest durch Deine leidenschaftlichen Ausbrüche eine Handhabe dazu geboten. Ich glaubte weder an Selbstmord noch an ein Unglück, noch

Die kleine Waggie
(welche Gesellschaft hat): „Wir haben Schule gespielt, Mama.“
Mama: „Wirklich? Und bist Du auch recht artig gewesen?“
Die kleine Waggie: „Ich hatte nicht nöthig, artig zu sein, ich war die Lehrerin.“

Beim Friseur.

Er fand, daß sein Haar fortwährend dünner wurde, und deshalb machte er seinem Friseur Vorwürfe, indem er sagte:
„Sie verkaufen mir letzte Woche zwei Flaschen von dem Stoff, welcher den Wachsthum des Haares fördern soll, aber der Kram taugt nichts.“

„Das ist ja sehr seltsam, mein Herr“, entgegnete der Haarkünstler, „ich habe bisher immer die besten Erfolge damit erzielt, es ist der beste Day-Rum.“

„Na, dann will ich noch eine Flasche von dem Kram austrinken, aber das muß die letzte sein.“

Aus den „Tit. Bits.“

Mama: „Natürlich! Ihr habt Indianer gespielt und Dich haben sie wieder staltirt. Deshalb weinst Du, nicht wahr?“

Waltther (alias gefleckter Tiger): „Rein, Mama, wir haben nur die Friedenspreise getaucht und die hat mich krank gemacht.“

„Seit unserer Verheirathung vor 15 Jahren habe ich meiner Frau erlaubt, zu jedem ihrer Geburtstage sich etwas zu wünschen, was sie haben möchte.“

„Was wünscht sie sich denn gewöhnlich?“

„Sie hat jedes Jahr ein Piano verlangt.“

Archie war auf seiner ersten Seereise. Bläß, gekniet und zum Sterben bereit, lag er in seiner Kabine.

„Charlie“, sagte er mit schwacher Stimme und nachdem er sich soeben von einem schrecklichen Anfall der Seekrankheit etwas erholt hatte, „man sollte dem lieben Herrgott wirklich dankbar sein, daß der Mensch kein Aameel ist.“

„Weshalb?“ fragte Charlie.

„Weil ein Aameel — ach mir ist schon wieder unwohl! — sieben Magen hat.“

Eine vorsichtige Tochter.

Molly: „Papa ich wünschte, Du schloßest die Thür zu Deinem Zimmer, wenn ich Herrenbesuch habe. Du schnarchst geradezu entsetzlich.“

Vater: „Nun, das kann die Herren doch nicht verlegen.“

Molly: „Vielleicht nicht, aber sie könnten denken, es ist erblich.“ —

Der Gewissenhafte.

„Aber Herr Huber, warum wählen Sie nicht? Die Wahl ist in vollem Gange, es kommt auf jede einzelne Stimme an!“

„Ich bedaure. Ich habe die Wahlausrufe sämtlicher Parteien gelesen, alle sind ausgezeichnet, alle wollen das Beste; ich kann mich nicht entschließen, durch meine Wahl eine dieser Parteien zu schädigen.“

In artig.

Papa hat zum kleinen Charlie oft gesagt, er solle recht artig sein, dann werde ihm der Sock auch ein Brüderchen bringen. Nach einiger Zeit treffen Zwillinge ein.

„Papa“, sagt Charlie, seines Erzeugers betrübt Miene wahrnehmend, „nun bin ich wohl zu artig gewesen.“

Am Barrentheater.

„Warum fängt denn die Vorstellung noch nicht an?“

„Ach, der Soufleur kann nicht in seinen Kasten — da sitzen nämlich gerade zwei Hühner und legen.“

In der Menagerie.

„Herrjesses, Emil, hier steht doch bei jedem Viech: „Bitte nicht füttern“ — nu sag' mer bloß, Emil, wovon läben denn nu die hübschen Thierchen?“

Beforgniß.

Gatte: „Liebes Kind, ängstige Dich nicht, abedr ich muß mich morgen früh um 7 Uhr duelliren.“

Gattin: „Ach du lieber Gott, da erkälte Dich nur ja nicht. Die Witterung ist morgens immer so schrecklich kühl!“

Aus dem „Dorfbardiet.“

Neue Krankheit. A.: „Ihre Frau ist nicht wohl? Was fehlt ihr denn?“

B.: „Sie ist huteleidend.“

Verlorene Liebesmüh.

„Ach, ich denke es mir zu schön, sich während eines Walzers zu verloben!“

„Aber noch schöner muß es sein, sich im Galopp scheiden zu lassen.“

Aus der Schule.

Lehrer (in der Geographiestunde über Italien und sein Volk): „Geben die Italiener auch immer mit guten Absichten gehandelt?“

Schüler: „Nein, mit Gipsfiguren!“

Der ruhige Müllheut.

Am Nabefarienschalter zu B. ereignete sich jüngst folgender Vorfall. Eine taubstumme Dame trat mit bestigen Gesten an den Schalter, hob zwei Finger ihrer linken Hand in die Höhe und deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den Hut eines neben ihr stehenden Herren. Der Stationsassistent stutzte anfangs. Doch bald glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er holte aus dem Schrank ein Villet zweiter Klasse nach Herrenhut und hielt es der Dame hin. Dieselbe nickte zufrieden und verschwand flugs auf den Perron.

Wenn sie kocht.

Junge Frau (am Kochtopf): „Rathe mal, was das wird?“

Mann: „Rath Du mal!“

In der Religionsstunde.

Lehrer: Wieviel betrug wohl das Scherlein der armen Wittwe? Na, Lieschen, die den Finger emporgehoben hat, wieviel?

Lieschen: Zwölf Mark dreihundvierzig Pfennige!

Lehrer: Wie kommst Du denn gerade auf diese Summe?

Lieschen: Ja, im Katechismus steht: Das Scherlein der armen Wittwe (Mark. 12, 43).

Gesättigt.

Die Gastgeberin (beim Abendbrot, nachdem bereits einmal herumgereicht worden): Ach, Frau Doktor, nehmen Sie doch noch ein Stück Gänsebraten, — ich freilich wär's nicht mehr im Stande!

Bernüht.

Runde: „Wie, die Ziehung ist wieder verschoben worden?“

Kollekteur: „Nur um acht Tage.“

Runde: „Na, das geht. Solange reicht mein Geld gerade noch.“

Sie hielt ihr Versprechen.

„Josiah“, sagte Mrs. Chugwater, „was macht Ihr eigentlich in Euren Freimaurer-Versammlungen, die Du zweimal im Monat besuchst?“

„Du erwartest doch nicht, daß ich Dir das sage? Was wir dort besprechen, wird strengstens geheim gehalten.“

„Ein Mann darf keine Geheimnisse vor seiner Frau haben, Ihr habt doch jedenfalls ein Erkennungswort, wie heißt es?“

„Ich habe einen Eid geleistet, dasselbe niemals einem Outsider zu verrathen.“

„Ich bin kein Outsider. Ein Mann und seine Frau sind gleich, folglich begehst Du kein Unrecht, wenn Du es mir mittheilst.“

Mr. Chugwater überlegte.

„Nun gut“, sagte er, „wenn ich Dir das Erkennungswort einmal vorsage, willst Du mir versprechen, mich nie wieder zu fragen, dasselbe zu wiederholen?“

„Ja, das verspreche ich Dir.“

„Und wirst es auch deiner lebenden Seele der Welt offenbaren?“

„Niemals, Josiah niemals!“

Worauf er ihr in einem Athemzuge das erstaunenswerthe Wort sagte: „Amokeimoberowamahimahomaxumtider bummel mit de bux peng wiinkelnimubmtitcatfingsongkitticanthoukeimioh!“ (Das war der Refrain eines Negerliedes.)

Mrs. Chugwater hielt getreulich Wort.

Vexirbild.



Simm! Sakra! Wo steckt denn bloß heute der Seppel?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Vommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 32.

Donnerstag, den 17. August 1905.

20. Jahrgang.

Die reiche Mahd.

Mei Fräa, die hat die Mahd enblasse,
Des Dos war gor ze unverschäm,
Nix war err recht, nix dhat err baffe,
Mei Fräa hat sich halb bod gegrämt.

Drei Schätz hat se blos aageschaffe,
Die halwe Rich war allweil voll,
Un omdrei wollt' se nix schaffe,
Es gung net mehr, es war ze doll.

Es war net leicht, e nu ze friehe,
Doch schließlich hamma mer ää erwisch.
„Wart“, säggt mei Fräa, „die wern ich ziehe,
Die nemm ich gleich in Unnericht.“

Der wern ich schoo Reschbeck beibringe,
Sonst friecht se bees von mer ihr Zett,
Des Mädche werd vor alle Dinge
Bei uns per „Du“ nor aagerebdt.

Un wie des Mädche is gelomme
— e hibsches Kerl, so was for mich —
Do hat seje gleich vorgenomme
Un instruiert draus in der Rich,

„Bei uns werd „Du“ gesägg, Susann!“
Hat se der Mahd sofort gesägg.

„Ja!“ mäant die, „ich bin eiverschdanne,
Wann Dir's rechd is, mir is es rechd!“

(Der alte Frankfurter in der Münch. Jugend.)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Sie will bei's Theater.

Der Komiker Otto Friebe steht wegen Betruges vor dem Richter. Der Angeklagte tritt würdevollen Schrittes den Gerichtssaal und das Gesicht in ernste, strenge Falten gelegt, beginnt er sofort zu sprechen:

Angekl.: Insofern, als mir die Dame fälschlich anbeschuldigt hat daß ich ihr betrogen haben soll, habe ich mir hier einzufunden um mir zu vertheidigen.

Richter: Das wollen wir mal sehen! Sie sind der Schauspieler Friebe?

Angekl.: Zu Befehl, Herr Richter, ich bin Künstler, Schauspieler, aber nicht so ein von die Jewöhnlichen die von Direktor eine Rolle kriegen die sie dann verzappen müssen. So einer von die Sorte bin ich nicht. Ich bin Komiker, Gott sei Dank, un mache mir Vorträge ganz von alleine. Ich bin also mein eigener Dichter.

Richter: Genug — Geben Sie zu, der unverehelichten Bertha Krause 30 M. abgeschwindelt zu haben?

Angekl.: Non! Das möchte ich in entschiedene Weise verleugnen.

Richter: So? Na, da wollen wir einmal die unverehelichte Bertha Krause fragen.

Bertha Krause: Ich bin Dienstmädchen un habe alle verzehn Tage mein Sonntagsmittagsausgehbd. Un da jehe ich jerne dorthin, wo 'n bissen Klimbin is. Un dort, wo se Theater machen, da kann ich mir immer reente besielen vor Kajunien. Un so war ich ooch draussen in een' Garten, da trat der Mann daut als Komiker. Na, so'ne Biden, wie der machte, hatte ich noch nicht sehört, ich konnte mir dotlachen. Un Fragen kann der schnei-

den, wenn er ooch heut so'n Ehrpußlichen macht. Wie er nu fertig war mit seine Riste, da jing er bei mein Blaz vorbei un ich sage zu dem Manne nu: „Mensch, wat sin Sie vor 'ne riebige Bolle!“ Da lachte er un setzte sich zu mir, ich war ordentlich stolz, dat er sich von mir det Glas Bier spendiren ließ. Und so jepsprächsweise meente er, det ich mit mein hibsches Gesicht un mit meine kluge Dogen ville zu schade zu't Dienen wäre, un wenn ich mein Slide machen wollte, dann mihte ich bei's Theater. Er war ooch man frieher Balbierer un jekt is er in de ganze Welt rebeihmt. Nu fraachte ich, wat ich woll zu dhun hätte, um ooch beriehm't bei's Theater zu werden. Un da redte er ejal wech 'ne ganze Viertelstunde, so det er mir ganz besoffen jemacht hat. Det war ganz leicht. Erscht mihte ich in de Schauspieler-Bereinskasse dreißig Eumachen jeben, un wenn ich sebei mir hätte, dann sollte ich 'et gleich dhun, ich hatte aber blos funfe, davon jab ich 'n uf Abschlach for de Bereinskasse drei Mark. Un nu wartete ich, bis det Theater aus war, da begleitete er mir zu Hause un mit 'n Rißken hat er sich dann daabichiedt. 'N andern Mittach kam er hinten rum zu mir in de Riche. Da jab ich ihn die sie'mund-zwanzig Mark. Un da jing er ab, kam aber gleich wieder rebuhr un meente, er werde gleich for mir 'n Kostüm besorgen. Dadruß sollte ich noch zwanzig Eumachen je'm. Det hatte ich nich un bei't Jehen saachte er noch: „Schadel!“ Un seitdem hat er sich nicht mehr sehen lassen. Ich habe aber rausjekriecht, wo er wieder seine Biden machte, un wie er nun so that, als ob er mir jar nich kannte, da wurde ich wiethend un habe een' Schutzmänn allens ausnanderjepolft.

Der Angeklagte wird zu 8 Tagen Gefängnis verurtheilt.

Angekl.: Ich berufe mich und trete dem Beweise an, daß ich das Geld wollte das Fräulein wiedergeben, ich hatte blos die Wohnung nicht mehr in mein Gedächtnis drin.



Nicht anders möglich.

Frau (am Morgen zu ihrem Mann): „Diese Nacht hast Du wieder sehr viel im Schlaf gesprochen!“

Mann: „Kein Wueber, am Tage läßt Du mich ja doch nicht zum Worte kommen.“

Grundlage der Ehe.

„Auf welches Wort im alten Testament gründet sich die Ehe?“ fragte ein Revisor bei der Prüfung in Religion.

„Ich will Feindschaft sehen zwischen Dir und dem Weibe,“ antwortete schlagfertig der Schüler.

Paradox.

Besucherin (zur Hausfrau): „Wie Sie besorgen Ihre ganze Hausarbeit allein? Ja, da wunder's mich nicht, daß Sie soviel freie Zeit haben und spazieren gehen können! Ich habe zwei Dienstmädchen — was die für Arbeit machen!“

Vorbereitung zum Gelage.

Freund: Was läßt Du denn da für'n Neg unter der Zimmerdecke spannen?

Baron: Wegen der Sektspöpfen — Leute drüber wer'n sonst aus 'm Schlaf jeknallt.“

Erklärlich.

„Bei der Familie des Schriftstellers Schmalberger scheint es recht armelig herzugehen?“

„Glaub' ich schon, der ist eben Spezialist für Aprilscherz!“

„Ich bin davon gelassen, jetzt, wie die Geschichte sich entwickelte, ist es nicht möglich, dass ich die Stelle des Helden aus der Hand nehmen kann. Ich habe die Absicht, mich zu bemühen, die Geschichte zu schreiben, wie sie sich wirklich zugetragen hat.“

„Mit ihm?“

„Das ist zu vermuten.“

Ohne Hohenthals finstere Miene bemerken zu wollen, fuhr sein Freund fort: „Ich begab mich zu Doktor Hayling und fragte ihn einfach, ob er Deinetwegen zu Rathe gezogen worden sei und ein Zeugnis über Deinen Geisteszustand ausgestellt habe. Als der Bursche nicht mit der Sprache heraus wollte, ließ ich ihn eine Hundertdollarnote sehen, und nun sagte mir der würdige Kollege, daß er auf Ansuchen Deiner Verwandten, auf Grund von Zeugenaussagen und eigenen Beobachtungen ein entsprechendes Zeugnis ausgestellt habe. Wo Du augenblicklich seiest, wollte er nicht wissen, wußte er auch vielleicht nicht. Da hierbei nur Privatanstalten in Betracht kommen konnten, machte ich mich auf die Suche und zwar in Begleitung Wilhelms, der mit der Treue eines Hundes an Dir hängt. Es war nicht leicht, Arnold, ich mußte verschiedene Staaten durchkreuzen, und diese Anstalten sind schwer zugänglich. In Missouri in Abotsville führte mir das Schicksal den jungen Ellison in den Weg, der selbst Psychiater ist. Der sagte mir, ich sollte Dich zunächst in Towertown oder in Marylodge bei Covington suchen. Das seien der Orte nach Anstalten, in denen man Leute verschwinden lasse. In Towertown wandte ich mich sofort an den Anstaltsdirektor mit der Frage nach Deinem Befinden.“

„Der würdige Mann erwiderte mir zu meinem großen Schrecken, daß Du in seiner Anstalt eines seligen Todes gestorben seiest.“

„Was?“

„Und aus dem nahen Kirchhof begraben lägest. So fand sich, ein Kreuz auf dem Grabe bezeichnete die Ruhestätte Arnold von Hohenthals. Ich war erschüttert von solchem Schicksal und Wilhelm schluchzte zum Erbarmen. Da standen wir nun!“

„Wie seltsam die Dinge ineinander greifen, man sollte fast an eine Fügung glauben. Als wir vom Kirchhof zurückkamen, begegnet uns ein Bediensteter der Anstalt, dieser Mann verliert einen Brief. Ich hebe ihn auf und war schon im Begriff dem Manne nachzurufen, als ich lese: „Bolton in Marylodge bei Covington, Tennessee.“ Diese Adresse veranlaßte mich ohne weiteres den Brief zu öffnen. Ich lese: „Soeben hat man sich nach Mr. Hohenthal bei mir erkundigt. Ich unterrichtete den Frager von dessen Ableben. Ich hoffe, Sie widmen Mr. Weller Ihre ganze Aufmerksamkeit.“ Wood.“

„Was war das? Was bedeutete das? Ich hatte mich nach Mr. Hohenthal erkundigt und an seinem Grabe gestanden. Was sollte die Benachrichtigung des Leiters von Marylodge von meinem Besuche. Was hatte Mr. Weller damit zu thun?“

„Hier mußte etwas Besonderes zu Grunde liegen. Warum warnte ein Schurke den andern? Wer war dieser Mr. Weller? War er in gleicher Lage wie der, den ich suchte und leider im Grabe gefunden hatte? Wußte der Mann vielleicht etwas, was verborgen bleiben mußte? Jedenfalls beschloß ich, mir Marylodge und diesen Mr. Weller anzusehen. Marylodge lag bei Covington, und dort hauste Dein früherer Nachbar Wille, der vor zwei Jahren nach Tennessee übergesiedelt war, den wollte ich zunächst aufsuchen.“

„Der schlaue Wilhelm äußerte, es wäre nicht unmöglich, daß man einen als Hohenthal begraben und den wirklichen Hohenthal als Weller davongeschickt habe. Ich sagte ihm, das käme wohl in Romanen vor, aber nicht im Leben. Aber auch er war ganz dafür, diesen Weller in Marylodge aufzusuchen. Zu diesem Zwecke kehrten wir bei Wille ein. Bei dem ehrlichen Burschen habe ich einen Stein im Brette, weil ich sein schwer erkranktes Kind herstellte, ich weichte ihn in alles ein, er versprach zu helfen, so gut er konnte. Er war sehr betrübt über Dein Schicksal. Ich machte gar nicht den Versuch, in Marylodge einzudringen, resignierte aber das Terrain. Mehrere Tage saß ich in dem Wipfel eines Baumes und blickte in das Innere der Festung, bis ich Dich zu meiner grenzenlosen Freude erkannte. Ich unterließ auch jetzt jeden Versuch, Einlaß in Marylodge zu gewinnen, um Mr. Bolton nicht mißtrauisch zu machen, denn die Mittel, die diesen Herren ihren Kranken gegenüber zu Gebote stehen, sind zahllos. Er brauchte nur zu erkennen, daß Gefahr für ihn und andere vorhanden sei, so sperrte er Dich hermetisch ein, und mit den Gehehen ist diesem Herrn schwer beizukommen.“

„Wille aber kannte den Schlosser in Covington, der für Marylodge arbeitete; die Schlosser haben in allen Irrenhäusern fortwährend zu thun, und nun mußte Wilhelm Dienste bei ihm nehmen. Das gelang, und das andere weißt Du!“

„Stumm hatte Hohenthal zugehört, jetzt sagte er leise:

„Wein, lieber aufzustehen, Arnold, um ein neues Leben zu beginnen!“

„Mein heurer Otto! — mein Freund! — Gott vergelte Dir!“

„Ist schon vergolten, da ich Dich gesund und frei hier neben mir habe.“

„Welch ein furchtbares Weib“, sagte Hohenthal nach einer Weile mit düsterem Blick. „Tob ist Wohlthat gegen die Folter, der ich ausgesetzt war.“

„Und nun lege Dich nieder, Arnold, ich bin todtmüde, und Du brauchst auch Schlaf. Im Tageslicht wirst Du die Welt mit anderen Augen ansehen.“

Doktor Ellinghaus streckte sich auf dem Lager aus, und auch Hohenthal suchte das seine.

Arnold von Hohenthal war noch jung nach den Vereinigten Staaten gekommen.

Einem alten, aber wenig begüterten Familie angehörig, hatte er, da seine Eltern früh starben, mit Unterstützung eines Verwandten in einem Reiterregiment gedient und all das glänzende Glanz durchgeföhrt, das eine Offizierslaufbahn begleitet, der die reichlichen Mittel fehlten.

Ein in Virginien ansässiger Oheim mütterlicherseits hatte ihn zum Erben seines Eigenthums eingesetzt unter der Bedingung, daß er die Farm selbst verwalte und amerikanischer Unterthan werde.

Arnold quittirte den Dienst und siedelte nach Virginien über, um seinem Oheim, der kinderloser Wittwer war, eine Stütze zu sein. Er hatte sich bald dort eingelegt, und der elegante Reiteroffizier, der, was in Virginien viel galt, des wildesten Pferdes Herr wurde und außerdem vortrefflich Englisch sprach, war bald eine beliebte und geschätzte Persönlichkeit in der Grafschaft.

In Rodesville, der Hauptstadt des County, lernte er auf einem Ball Miff Jane Dejoda kennen, die Tochter eines in Louisiana heimischen Kreolen von spanischer Abkunft. Die bewundernswürdige Schönheit des Mädchens, ihre anmuthigen und vornehmen Manieren gewannen dem jungen Mannes Herz im Sturm. Er bewarb sich um ihre Gunst, und sein Onkel, der ihn herzlich liebte, gab endlich, wenn auch widerwillig, seine Einwilligung zur Verbindung, obgleich er es lieber gesehen, Arnold hätte sich mit einer der älteren englischen Familien verschwägert.

Jane Dejoda, deren Vater im Ruhe stand, ein Abenteuerer und Spieler zu sein, ein Gerücht, dem Hohenthal keinen Glauben schenkte, brachte kein nennenswerthes Heirathsgut nach Conventhouse, so hieß die Besitzung von Arnolds Onkel, dafür aber Ansprüche an das Leben, wie sie nur Damen der Fifth Avenue oder Abenteuerinnen eigen sind.

Doch Arnold, verliebt bis zum Tollwerden, war blind gegen alles und glücklich im Besitze des schönen Weibes.

Nicht so sein Onkel, der gar bald erkannte, daß dieser Ehe die Grundlage fehlte, die allein zu wahrem Glücke führt: Die hingebende Liebe des Weibes.

Ein Sohn wurde im ersten Jahre der Ehe geboren und der vervollständigte das Glück des Vaters.

Der Onkel starb und hinterließ Arnold sein nicht sehr umfangreiches, aber doch einträgliches Eigenthum. Seine nicht unerheblichen Baarmittel aber hatt er dem Onkel vermacht und sicher bis zu dessen Volljährigkeit festgelegt, sehr zum Verdrusse von dessen Mutter.

Hohenthal selbst, der seinen Onkel sehr aufrichtig verehrt und geliebt hatte, nahm diese Verfügung gelassen hin, um so gelassener, als die Einkünfte der Farm, die er selbst mit Geschäft verwaltete, ihnen standesgemäß zu leben gestatteten.

Jane, deren Genußsucht nach dem Tode des Onkels sich immer leidenschaftlicher äußerte, der das Leben auf der einsamen Farm, der Verkehr mit den nach patriarchalischer Sitte lebenden, wenn auch meist dem englischen Adel entstammenden Familien ein Grusel war, fühlte sich umso unglücklicher, als ihre Hoffnungen und Wünsche durch das Testament des Onkels zu Gunsten des Kindes vernichtet waren.

Hohenthal mußte bald mit tiefem Schmerz einsehen, daß seine Wahl mehr durch äußere als durch innere Vorzüge beeinflusst worden waren.

Am meisten bedrückte es ihn, daß seine Gattin sich als unzüchtige Mutter zeigte, während er mit voller Liebe an dem Kinde hing, das nach dem Onkel Heinz getauft worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Großer Schuh-Verkauf

Neugasse 22, 1 Stiege hoch.

6533